

Mari Bekauri

Großmutter, Ray und Amerika

Roman

120 Seiten, Bakur Sulakauri 2012

Leseprobe

Übersetzung aus dem Georgischen: Sybilla Heinze

Lektorat: Rachel Gratzfeld

Kind Nr.1: Blödmann!

Kind Nr.2: Selber blöd!

Kind Nr.1: Du hast Rollschuhe bekommen, na und? Dafür bin ich nicht dick!

Kind Nr.2: Dass du´s weißt, ich verpass dir einen Tritt, dass du bis Amerika fliegst.

„Du solltest nicht vergessen, dass es in Amerika Leute gibt, die nicht mal wissen, was ein Fernseher ist. Die gibt es auch in Somalia, wo sie nicht zivilisiert sind. Du jedoch hast einen Mann, ein Haus, bist noch jung, hast dein ganzes Leben vor dir. Sogar einen Kindle hast du, Mannomann.“

Lela Ziskarischwili

„Trink, du irisches Schwein!“

- aus irgendeinem amerikanischen
Film

„But now wait a minute, I´m talking about America, sweet America ...“

- aus einem Song von Ray Charles

1.

„Ein Zuhause ist gut, Madam. Hauptsache, man begreift, wo man zuhause ist“, sagte Joe.

Did you mean her present?

Amerika hatte ich mir so vorgestellt: Man saust mit dem Cadillac von Texas nach Mississippi, und das Leben geht einem total am Arsch vorbei. Das ist die Heimat von Charlie Parker und Etta James, wo man viel Whisky trinkt und wenig redet. It seems a waste of time! Also schmiedete ich als Kind folgenden Plan: Ich werde erwachsen, gehe nach Amerika und gewinne den Krieg. Welchen Krieg, weiß ich bis heute nicht. Für mich war Amerika ein Ort, wo man allein sein durfte und wo man frei sein konnte. So wirkte es zumindest in den Filmen, und ich wusste, dass es irgendwo, hinter den neun Bergen und den neun Seen, ein Land gab, wo Menschen geboren wurden, die die Musik der Freiheit spielten, von Liebe und Schmerz sangen, gegen die Trauer ankämpften und an Gott glaubten, wie sie es für richtig hielten. Damals dachte ich nicht daran, dass Amerika auch das Land von „McDonald´s“ ist, ein Land, wo es massenweise durch Hamburger und Cheeseburger verfettete Menschen gibt und wo es Mode ist, zum Psychologen zu gehen.

Kurz, das Amerika meiner Träume war das schwarze Amerika, von dem mich zehntausende Kilometer und die Überzeugung trennten, eines Tages seinen Boden zu betreten und zu sagen: „Hi guys! I´m back. Do you know what Khinkali is?“

Aber nach Amerika zu gelangen stellte sich als weit komplizierter heraus.

Die erste Chance, dorthin zu fahren, bot sich mir während des Studiums, als das Irex-Austauschprogramm ausgeschrieben wurde. Ich konnte drei Nächte lang nicht

schlafen. Ich füllte einen zweiunddreißigseitigen Antrag aus und schrieb gleich drei Aufsätze, die sogar Eco neidisch gemacht hätten, aber ich glaube, genau das war der Grund, weshalb man mich nicht fahren ließ, man fand, ich übertrieb. Wie alle Georgier in einer ähnlichen Situation wurde auch ich wütend und jammerte, und wie alle Georgier spülte ich meinen Jammer mit Schnaps hinunter und umarmte dann die Klobrille. So verlief mein erster Versuch, nach Amerika zu fahren. Und trotzdem warf ich die Flinte nicht ins Korn. Im letzten Studienjahr schließlich trieb ich eine Bekannte in Amerika auf und konnte sie überreden, mir zu helfen, dorthin zu kommen und den Magister zu machen, aber was half's - zwei Monate später verliebte ich mich dermaßen in einen blassen, dünnen Jungen, dass ich darüber Amerika samt Charlie Parker und Cadillacs vergaß und stattdessen heiratete.

Die Mutter sagte: Das hätte ich nicht von dir gedacht.

Der Vater sagte: Hoffentlich bescherst du mir bald einen Enkel.

Die Schwester sagte: Oh, mein Gott.

Die Cousine sagte: Schluss jetzt, du bist nicht mehr Virginia Woolf, du bist eine verheiratete Frau, geh und spül das Geschirr.

Also ging ich und spülte das Geschirr, schrubbte den Fußboden und wischte sogar Staub, aber das Woolfsein ging mir nicht aus dem Kopf. Schon erstaunlich, dass auch Virginia einen Mann gehabt hat ...

Lassen wir mal Virginias Mann beiseite - als ich meinen Mann das erste Mal sah, fragte ich schon zwanzig Minuten später eine gemeinsame Bekannte: "Der Junge ist wohl ein bisschen durchgedreht, was?" Die Zeit verging und wir

begegneten uns wieder – wir landeten in einem gemeinsamen Projekt; aus dem Projekt wurde nicht viel, aber dafür hatte ich mein Herzblatt, meinen Seelenverwandten gefunden. Im Ernst: Ich hatte seit Projektbeginn die dritte Nacht durchgemacht und musste mir selbst zerknirscht und übermüdet eingestehen, dass ich schon in den Jungen verknallt war. Dann kamen Herzrasen und Romantik, Ausflüge ins Café und Kummerphasen, was eben alle Verliebten erleben und was am Ende zum Zusammenleben führt.

Ein neuer Lebensabschnitt begann:

Ich: „Dato, dein Wecker hat geklingelt, steh auf.“

Dato: „Ach, lass mich noch ein bisschen schlafen.“

Ich: „Steh auf, du kommst zu spät zur Arbeit.“

Er: „Ja doch, ich steh ja auf“ – und schläft weiter.

Oder so:

Dato, zu mir, in einem Klamottenladen: „Was soll ich dir kaufen?“

Ich: „Weiß nicht, ich überleg noch.“

Dato: „Aber nicht zu lange, ich sterbe vor Hunger.“

Ich zu Dato: „Ja, gut, einen Moment noch.“ Ich zur

Verkäuferin: „Haben Sie was richtig Teures?“

Und dann noch Datos „Begleiterscheinungen“:

„Mädel, mach die Tür auf, ich bin's, Utscha!“

Ich bekomme kaum die Augen auf und erhebe mich mühsam.

„Aufwachen! Aufwachen!“

Utscha poltert dermaßen gegen die Tür, dass sie fast kaputtgeht.

„Ich komm ja schon“ - ich öffne die Tür - „verdammt noch mal, was willst du Idiot denn hier, in aller Herrgottsfrühe?“

„Ach komm, krieg dich wieder ein!“

„Nicht mal schlafen kann man mehr!“ Ich schüttele unwillig den Kopf.

Doch Utscha ist schon im Zimmer und durchwühlt eine Schublade.

„Allmächtiger, was suchst du denn?“ Noch bin ich nicht sicher, ob das alles Traum oder Wirklichkeit ist.

„Ich brauch die Bohrmaschine. Dato hat mir gesagt, die liegt in der untersten Schublade, aber da ist sie nicht.“

„Verflucht, wegen so was weckst du mich?!“

„Mach mal halblang, wärst du nicht sowieso irgendwann aufgewacht?!“

Utscha lacht.

„Oh, da fällt mir gerade ein ... Ich glaub, er hat sie mir mal geborgt und ich hab sie damals wahrscheinlich nicht zurückgegeben ...“ Er sieht mich argwöhnisch an.

„Waas?! Du hast mich also ganz umsonst geweckt?!“

„Na ja, schon gut, ich geh dann mal, ich such zuhause weiter.“

„Konntest du nicht erst deinen Kumpel Dato fragen?!“ Ich bin ernsthaft wütend.

„Doch, ich hab deinen Mann gefragt und der konnte sich auch nicht erinnern ... Wenn sie nicht hier ist, muss sie wohl bei mir sein.“

Utscha dreht sich um und macht sich schnell aus dem Staub.

„Na dann, mach's gut!“, ruft er mir von der Treppe aus zu, ich schließe die Tür und falle zurück ins Bett. Ich kann nicht mehr schlafen und schimpfe wenig später, mit der Kaffeetasse in der Hand, auf Utscha, diesen Störenfried. Aber was soll's, Utscha ist unmöglich - er erzählt einem solchen Unfug, zum Totlachen. Komischerweise glaubt er seinen eigenen Unfug mit kindlicher Naivität auch noch selbst. Das andere Kumpels sind nicht so naiv. Zum Beispiel Biber, der eine unheimliche Ruhe ausstrahlt. Biber ist immer sehr kurz angebunden:

„Toll ist, was toll ist! Schlecht ist, was schlecht ist!“

Biber ist so ein Typ, über den man schreiben sollte, wenn man ihn kennt und gut schreiben kann.

Dann gibt es noch Nikuscha, Jago, Mondgesicht, Utschas Frau Keto und Patscho, der sich von seiner Freundin getrennt hat und bei dem ich nur drauf warte, dass er mit einer tollen Russen-Nutte aufkreuzt, die uns gleich beim Kennenlernen vorschwärmt: „Oh, mein Gott, er ist wirklich ein richtiger Held!“

Aber noch ist Patscho allein da. Er ist trotz seines Fiebers gekommen, damit Utscha ihm keine Undankbarkeit vorwirft, Utscha hat nämlich Geburtstag, und wir singen alle fünf Minuten: „Happy birthday, liebes Utschilein! Happy birthday to youuu.“ Ich glaube, „Happy birthday“ ist auch amerikanisch. Aber Amerika ist weit weg, und Amerika ist ein Traum, der „Amerika“ heißt.

Das Ganze passierte just an Utschas Geburtstag. Das war genau die Episode in meinem Leben, die manches gründlich

änderte. Die ging so: Ich sitze auf dem Sofa und beobachte die anderen. Manche trinken, manche singen, manche tanzen auch. Mich nervt das alles ziemlich, mir ist nicht mal klar, was ich hier eigentlich tue, und ich begreife plötzlich, dass alle Geburtstage sinnlos sind, alle Abende sind sinnlos, alle Tage sind sinnlos. Ich will nach Hause. Will schlafen. Also stehe ich auf und gehe nach Hause. Aber bevor mich der Schlaf übermannt, kommt mir mein alter Traum in den Sinn ... Amerika ist weit weg. Amerika ist der Ort, an dem man garantiert allein ist, an dem man an seinem Geburtstag nicht die ganze Zeit überlegt, wie sinnlos Geburtstage sind, weil dort niemand ist, der einem „Happy birthday“ singt. Daran denke ich, und über diesem Gedanken schlafe ich ein. Als ich aufwache, starre ich an die Decke und begreife, dass ich Depressionen habe. Amerika ist ein Ort der Einsamkeit.

Ich will nach Amerika.

No, I meant her past!

Manche Art von Depression ist so: Du liegst im Bett und interessierst dich für nichts. Du kannst nicht verstehen, wofür du lebst. Du lachst nicht über Witze, isst fast nichts und hast dir an der Decke einen Punkt gesucht, den du anstarrst, und beim Anstarren des Punktes begreifst du, dass du nicht verstehst, worüber sich andere Leute freuen, wozu sie zur Arbeit gehen, wozu sie wieder nach Hause kommen.

So ähnlich ist auch meine Depression, mit dem einzigen Unterschied, dass ich, wenn ich alles von der anderen Seite betrachte, meine Gedanken lächerlich finde und denke, dass es an der Zeit wäre aufzustehen und etwas zu unternehmen. Aber manchmal sage ich mir auch, dass ich dieses Etwas nicht tun will und dass es momentan das Beste ist, im Bett zu liegen und nachzudenken. Während der Depression wandern die Gedanken natürlich zurück in die Kindheit und in eine Zeit, an deren Existenz einem Zweifel kommen, obwohl man weiß, dass man sie durchlebt hat. Also, ich weiß nicht, was für ein innerer Zwang das ist, aber mich führt jeder Gedanke letztendlich zu meiner Großmutter, und, Depression hin oder her, am Ende muss ich unter der Bettdecke herzlich lachen.

Grundsätzlich gibt es zwei Kategorien von Großmüttern: weichherzige Großmütter, die bei jedem Anlass weinen und den Enkeln so viel Schokolade geben, dass denen am Ende übel wird, und alte Drachen, die den ganzen Tag wettern und anderen Schlechtes wünschen.

Ich kann meine Großmutter beim besten Willen keiner dieser Kategorien zuordnen. Sie war eine völlig andersartige Frau; selbst wenn man schwerste Depressionen hätte, brächte

einen die Erinnerung an sie zum Lachen. So bekämpfe ich meine Depression mit Hilfe meiner Großmutter, und wie eine Fotostrecke ziehen in meiner Erinnerung Episoden mit dieser Frau vorbei, der das ganze Dorf von Herzen dankbar war, denn sie hatte neunzig Prozent der Einwohner auf die Welt gebracht und aufgezogen. Am besten kann ich mich an Folgendes erinnern:

„Komm raus, du Saubalg, sonst verfaulst du noch zusammen mit dem Flohgesindel.“ Großmutter steht an der Tür, ihr Gesichtsausdruck ist nicht zu deuten.

„Ich kooommeee!“, antworte ich und renne aus dem Nachbarhaus.

„Fass mich nicht an, ich hab dem verseuchten Torghwa eine Spritze gegeben und muss mich erst waschen.“

Dann steht Großmutter am Wasserhahn und ich auf der Treppe. Großmutter wäscht sich die Hände, ich zähle, wie oft sie sie einseift, und tippe, dass sie nach zehnmal Einseifen mit dem Händewaschen fertig ist. Ich habe richtig vermutet. Großmutter trocknet sich die Hände ab und setzt sich auf einen Stuhl vors Haus ...

Das ist meine deutlichste Erinnerung: Großmutter, wie sie auf einem Stuhl vorm Haus sitzt. Wie sie ihr Kleid richtet und mit halb geschlossenen Augen aufs Dorf blickt. Wer weiß, worüber sie nachdachte. Sie war eine so starke, mutige Frau, man konnte sich gar nicht vorstellen, dass irgendein Kummer an ihr nagte. Die Dorfbewohner habe ich oft davon erzählen hören, wie meine Großmutter, im sechsten Monat schwanger, in der Nacht fünfundzwanzig Kilometer lief, um eine junge Frau vor dem Tod zu bewahren. Wenn ich meine Großmutter darüber auszufragen versuchte, antwortete sie mir

jedes Mal nur, dass damals eine schwere Zeit gewesen sei, alles sei sehr hart gewesen.

Sie war eine großartige Frau. Zwar nannte sie die Einheimischen ständig „Flohgesindel“, sie liebten sie aber trotzdem alle und waren ihr dankbar. Es konnte vorkommen, dass mich jemand im Dorf nicht kannte, aber sobald er meine Herkunft erfuhr, sagte er bestimmt: „Was du nicht sagst, wirklich?! Mich hat deine Großmutter aufgezogen!“ Das war ich gewohnt, aber es gab etwas, woran ich mich in meiner Kindheit nicht gewöhnen konnte: um acht nach Hause zu müssen. Nun ja, ich war ein Kind, zudem eine richtig unartige, freche Göre, und hatte nur Spielen im Kopf. Doch sobald es acht Uhr war, stellte sich meine Großmutter ans Fenster und rief so laut nach mir, dass das ganze Dorf erbebte. Natürlich konnte ich mich dann nirgends mehr verstecken. Früher oder später kam doch jemand vorbei und sagte mir, ich solle hochgehen, meine Großmutter rief mich, sie würde sonst noch die Leute verrückt machen. Ich hatte also keine andere Wahl und rannte nach Hause, wo das Abendbrot auf mich wartete – Butterbrot, Käse und Pfefferminztee.

Tee ist das einzige nichtalkoholische Getränk, das ich nicht mag, aber Pfefferminztee liebe ich, allerdings nur abends und nur im Sommer. Eine Angewohnheit aus der Kindheit. Ich habe noch mehr Angewohnheiten aus der Kindheit oder eher Angewohnheiten meiner Großmutter, zum Beispiel: die Hände beim Waschen fünf oder zehn Mal einzuseifen, im Dorf auf einem Stuhl vorm Haus zu sitzen und auf die Berge zu schauen, und außerdem das Wort „Saubalg“. Dieses Wort erscheint mir so liebevoll, dass ich es zu jedem Menschen,

den ich mag und dessen Glück mir am Herzen liegt, sagen würde.

Das sagte Großmutter auch, als sie beschloss, die Medikamente zu verkaufen. Damals galt Handel als etwas Beschämendes, und keiner konnte sich meine Großmutter so vorstellen, aber es waren die Kriegsjahre und sie hatte es schwer. Also sagte meine Großmutter „Ihr Saubälger ...“ und begann, ihre Medikamente zu verkaufen. Um uns zu helfen. Ich weiß wirklich nicht, was sonst aus uns geworden wäre. Vor allem habe ich eins begriffen: Sie tat es, obwohl es ihr schwerfiel und sie sich sehr dafür schämte, sie tat es einfach. Wie ich bereits sagte, sie war eine großartige Frau. Was wussten wir damals schon von Handys und Computern, nach denen die heutige Jugend völlig verrückt ist. Für uns gab es nur Krieg und Schlangestehen nach Brot. Daran erinnern wir uns alle nur zu gut. Damals kamen die Väter nicht abends von der Arbeit nach Hause, nein, das war eine andere Zeit. Damals waren die Väter plötzlich mitten in der Nacht heimkehrende Männer in Armeuniform, die schwiegen, schwiegen, immerzu schwiegen, und wir erfuhren nie, was passiert war. Jedenfalls war mein Vater so einer.

Nur gut, dass Großmutter den Augustkrieg nicht miterleben musste, sage ich mir manchmal. Sie starb einige Monate vorher, und bis heute glaube ich, wäre Großmutter damals noch am Leben gewesen, hätte sie das nicht ertragen; sie hätte dann den Kummer, den sie abends, wenn sie auf die Berge blickte, verbarg, nicht mehr verbergen können. Und ich glaube, alles kam so, wie es kommen musste. Selbst wenn

einen das Leben in Staunen versetzt, kommt doch alles so, wie es kommen muss. Das galt auch für meine Großmutter.

Als ich meiner Großmutter an einem sonnigen Sommertag von meinem amerikanischen Traum erzählte, machte sie eine abrupte Handbewegung und sagte genau das zu mir - was zum Teufel ich bei diesen Fickbastarden wolle, nichts als Herumgehure gäbe es dort. Sie sagte nicht „Saubälger“, sondern „Fickbastarde“. Da merkte ich, dass sie die Amerikaner absolut nicht ausstehen konnte. Dann erzählte sie mir - ich weiß nicht warum, es gab keinen Zusammenhang -, dass sich mein Großvater gefreut habe, ein Nachkomme des Königs gewesen zu sein, auch das sei freilich durch Herumgehure geschehen, wie denn sonst. Die Geschichte kannte ich schon. Mein Urgroßvater war Historiker gewesen und hatte gemeinsam mit einem Kollegen bewiesen, dass König Erekle unsere Ahnin entehrt hatte. Für meine Großmutter war das jedoch kein Grund stolz zu sein: Jeder zehnte Georgier wird behaupten, er sei ein Nachkomme König Erekle, und das wäre nicht mal gelogen; ein feiner großer Herr ist das gewesen, dein Erekle der Zweite, pflegte sie zu sagen, und wenn man zu widersprechen wagte, konnte man was erleben ...

So war sie mir gegenüber - was sie sagte und tat, war offen und gerecht, und so hielt sie es bis zum Schluss. So starb sie auch. Weißt du, ich fühle jetzt immer noch so, wie ich das ganze Leben gefühlt habe, sagte sie mir einen Monat vor ihrem Tod, und dann starb diese stattliche Frau innerhalb von zwei Nächten. Es war eigentlich alles ganz normal. Damals studierte ich im ersten Semester. Ich bin früh wach und gehe in die Küche. Vater steht an der Tür und schaut Mutter an. Mutter rührt mit einem Löffel im Kochtopf

herum und hat ein nasses Gesicht. Ich wundere mich, dass Vater zuhause ist, und begreife, dass irgendetwas passiert sein muss, und auch, dass es etwas ist, wonach man nicht fragen darf, das man selbst verstehen muss, das sie einem von selbst sagen müssen. Ich nehme also eine Tasse, gieße mir Kaffee ein und gehe hinaus auf die verglaste Veranda. Ich schaue aus dem Fenster. Draußen regnet es stark. Ich möchte meinen Vater fragen, warum er nicht zur Arbeit geht, ich kann nicht. Ich trinke Kaffee. Ich starre auf den Regen. Ich warte, schweigend.

„Oma ist gestorben“, sagt mein Vater endlich.

Ich schaue ihn an und frage nach einer Weile:

„Wann?“

„Bei Tagesanbruch“, antwortet mein Vater und geht wieder zu Mutter.

Ich drücke meine Nase ans Fenster und fange an zu weinen. Ich muss mit dem Weinen fertig sein, bevor ich ins Dorf fahre, denke ich. Wenn ich mich an Großmutter's Sarg setze und da anfangen zu weinen, schaut sie sicher auf mich herunter und beschimpft mich mächtig.

Dann sitze ich beim vergilbten, verwelkten Körper meiner Großmutter und schaue auf ihre Hände. Ich weine nicht. Ich glaube, sie würde mich richtig ausschimpfen, sobald sie eine Träne sähe, deshalb sage ich zu ihr:

„Du, Oma, ich weiß, du wirst dort allen die Hölle heiß machen, wo du jetzt bist, außerdem weiß ich auch, dass wir alle Saubälger sind. Bleib stark. Und wenn ich irgendwann nach Amerika auswandere, verspreche ich dir, ich bringe die herumhurenden Amerikaner dazu, an deinem Todestag für dich eine Kerze anzuzünden und zu beten. Die haben da tolle

Gebete, glaub mir. Die stellen sich dann in die Kirche und singen. Du hast hier nicht an die Priester geglaubt und warum solltest du an einen Haufen Amerikaner glauben, aber ich muss ja schließlich zeigen, wie dankbar ich dir bin. Und ich verspreche dir, falls ich doch jemals einen Amerikaner heiraten sollte, dann nicht einen, der mehr als zwanzig Jahre älter ist als ich. Was soll ich dir noch versprechen? Ach ja, dein Napoleonkuchen-Rezept werde ich an niemanden weitergeben. Wie auch. Ich kenne es ja selbst nicht." Ich fühle die Tränen hochsteigen. Ich stehe auf und gehe aus dem Zimmer.

Amerika - so ein Quatsch! Wer wird jetzt an Sommerabenden meinen Namen durchs ganze Dorf brüllen?, denke ich.

Großmutter ist gestorben, denke ich weiter.

Ich muss Hände waschen, denkt Großmutter wahrscheinlich.

Deshalb glaube ich nicht, dass Großmutter tot ist, sie ist noch irgendwo, bestimmt auf einem anderen Planeten, wo sie silberkostümierten Außerirdischen die Hölle heiß macht; ich glaube, dass Menschen nicht sterben, sondern woanders weiterleben - an einem Ort, von dem aus man Georgien und Amerika erkennen kann. Dennoch ist Amerika sehr weit weg, und bis ich dorthin komme, kann ich nur davon träumen.

It's America

Ich liege im Bett, starre nun schon die Wand an und frag meinen eigenen Kopf:

„Warum hast du Depressionen?“

„Verdammt! Keine Ahnung“, antwortet mir mein Kopf.

„Verdammt, was willst du denn überhaupt?!“, frage ich wieder meinen Kopf.

„America, sweet Americaaaa ...“, singe ich halblaut vor mich hin.

Ja, ich will wirklich nach Amerika. Genauer gesagt, will ich an einen Ort, wo ich kein Schwein kennen und in echter Einsamkeit leben würde. Genau so hatte ich mir als Kind Amerika vorgestellt, und bis heute glaube ich an Ray Charles und an alle Schwarzen, die in diesem Land geboren sind.

„Ich will nach Amerika“, sage ich zu meinem Mann.

Ich habe mich endlich aus dem Bett gequält, und wir sitzen in der Küche. Es ist Abend.

„Was willst du in Amerika?“, wundert sich Dato.

„Ich will dort leben. Aber ich werde nicht an einem Ort bleiben, sondern von einer Stadt zu anderen fahren und so das ganze Land durchqueren.“ Ich merke, dass ich das, was ich sagen möchte, nicht genau ausdrücken kann.

„Wir können doch das Leben hier nicht einfach aufgeben!“ Dato ist verwirrt.

„Ich habe nur von mir gesprochen.“ - Eigentlich kann man so was nicht einfach geradeheraus sagen. Weiß ich.

„Und was wird aus mir?“

Natürlich, die Antwort ist ein Schulterzucken, und Dato sagt:

„Tjaaa.“

Ich begreife, dass ich skrupellos bin. Aber ich komme nicht dazu, über Skrupellosigkeit nachzudenken. Es klingelt an der Tür, und am ununterbrochenen Schrillen der Türklingel erkenne ich, dass es nur Schlafstörer-Utscha sein kann.

„Es ist Utscha“, sagt Dato.

„Ja, tatsächlich, Utscha“, stimme ich ihm zu und gehe die Tür öffnen.

„Du siehst ja aus, Mädels, bist wohl gerade erst aufgewacht?“

„Grüß dich, Utscha.“

Aber Utscha ist schon in der Küche und gießt sich Tee ein.

„Ist der Kindle schon bei euch angekommen?“, fragt er mich mit einfältiger Miene.

„Welcher Kindle?“ – Ich habe keine Ahnung, wovon er spricht.

„Den Dato für dich bestellt hat ... Ah, das sollte wohl eine Überraschung sein?“

Ich schaue Dato verwirrt an.

„Du bist blöd! Aber so was von blöd!“, sagt Dato zu Utscha.

Ich muss lachen.

„Ich geh dann mal. Ich leg mich hin“, sage ich.

„Du gehst schlafen? Wie spät ist es denn?“, wundert sich Utscha.

„Was weiß ich.“

„Was ist denn mit dir los, Mädels, stirbst du etwa?“
Utscha legt mir die Hand so auf die Schulter, wie es auf
Trauerfeiern üblich ist.

„Du bist wirklich blöd!“ – Ich muss wieder lachen.

„Wenigstens ein Kind hättest du noch hinbekommen
können. Tut dir Dato nicht leid?“ Und fährt in derselben Art
fort: „Was denkst du denn, er nimmt sich gleich eine zweite
Frau und du hast das Nachsehen –“

„Lass gut sein, das reicht“, unterbricht ihn Dato.

Ich gebe Dato einen Kuss auf die Stirn und gehe ins
Schlafzimmer. Toll, so ein Kindle!

Jeder Mensch auf Erden isst Nahrung, trinkt Wasser, putzt
sich die Nase, verdaut und denkt trotzdem mindestens einmal
im Laufe seines Lebens, wie sinnlos doch das Leben ist. Ich
glaube, selbst Julius Cäsar oder Mutter Teresa taten das.
Ich habe einen Mann, den ich liebe und der mich liebt, der
mir jeden Morgen zuschaut, wie ich aufwache, und der mir
einen Kindle schenken möchte. Ich habe Freunde, die mit mir
Kaffee trinken, lachen, über alles Mögliche reden und
Geschichten erzählen. Ich habe Mutter und Vater. So gesehen
müsste alles in Ordnung sein. Aber so ist es nicht. In
Wirklichkeit hat jeder Mensch an irgendeiner Stelle auf
diesem Planeten sein Zuhause, wo er hingehen wird oder
nicht. Und ich denke, mein Zuhause ist Amerika, bloß ist es
ein Zuhause, wo ich wirklich nur allein wohnen kann.

Ich schließe die Augen und stelle mir meine Ankunft in
Amerika vor:

Das Flugzeug ist im Sinkflug. Mein Herz fängt an zu
klopfen.

„Endlich, endlich, endlich!“, murmle ich vor mich hin und steige aus dem Flugzeug.

„Amerikaaaaaa!“, brülle ich aus vollem Halse und mir ist scheißegal, dass mich alle erstaunt anschauen.

Oder so:

Ich habe mich in Schale geworfen. Ich trage ein kurzes Kleid und Stöckelschuhe. Ich habe offenes Haar und volle Lippen. Ich komme die Gangway herunter, lächelnd schweift mein Blick umher, und als ich mit meinem Fuß den Boden betrete, schreie ich mit plötzlich versagender Stimme:

„Yes! Yes! Yes! Yes! Yes!“ Dabei renne ich wie eine Verrückte und werfe meine Schuhe in die Luft.

Ja, das ist Amerika ...

Amerika habe ich mir außerdem so vorgestellt:

Ich gehe in eine Bar und bestelle einen doppelten Whisky.

„You aren't American, are you?“, fragt mich der Barkeeper.

„No. I'm from Eastern Europe“, antworte ich mit einem Lächeln.

Da endet die Unterhaltung und geht erst eine Stunde später weiter, als ich schon mächtig betrunken bin und kaum mehr aus den Augen gucken kann.

„Do you like it here?“ Der Barkeeper stützt seine Hände vor mir auf.

„Ahaa! Ahahaa!“ Das ist wirklich eine komische Antwort, und der Junge ist irritiert.

„What's that supposed to mean?“, fragt er mich.

„Ahaa! Ahahaa!“, antworte ich wieder.

„You're drunk.“

„Ahaa! Ahahaa!“

Ich merke, dass ich ihn nerve.

„What you're saying is, you hate it here - right?“ Er wird wütend.

„Blödmann!“ Auch ich werde wütend.

„What?“

„Blödmann!“

„What'd you tell me?“

„Blödmann - it means `good`. Okay?“

„Really?“ Seine Wut verpufft schnell.

„Yes, and Arsch - it means `super`.“

„Arsch!“, wiederholt er.

„Yeah, you are Arsch!“ Ich kann mir das Lachen nicht verkneifen.

„I'm Arsch! I'm Arsch!“, schreit er und lacht mit.

„You are Arsch!“, wiederhole ich und füge hinzu:

„America is beautiful.“

„Yeah. We're nice people, too.“ Der Amerikaner ist erfreut.

„Ahaa! Ahahaa!“, fange ich wieder an.

Er sieht mich an.

Ich sehe ihn an.

Ich muss weinen und sage: „I'm also Arsch.“

„So why are you crying?“, wundert sich der Junge.

„Do you know what love is?“, frage ich.

„Love? Ya, of course.“

„And you know what home is, right?“

„Yes.“

"How would you feel, if your home is in one place and your love is somewhere else?"

"Are you in love?", fragt er mitfühlend.

Ich antworte nicht. Ich trinke Whisky und sage nach einer Weile:

„Arsch!“

Er lächelt mich an.

„Arsch! Blödarsch! Idiotenarsch! Ja, ja, Arsch!“

„Don't worry“, beginnt er mich zu beruhigen.

„Ahaa! Ahahaa!“

„OK, you need to stop! You're drunk.“

Stimmt. Ich bin betrunken. Es ist an der Zeit aufzustehen und nach Hause zu gehen.

„I'm going.“ Ich ziehe die Jacke an.

„See you later“, verabschiedet er mich mit einem Lächeln.

„Bye. You are a good boy.“ Ich lächle zurück und gehe zur Tür.

Ja, das ist Amerika ...

It's Georgia

Meine Großmutter hatte mir eingeschärft, ich solle mich vor der Ehe vergewissern, dass mein Mann nicht etwa drogensüchtig oder lungenkrank sei. Dann begann sie mir einzubläuen, ich solle, sobald ich das Interesse eines Jungen an mir bemerke, nicht mehr mit ihm sprechen und die Straßenseite wechseln, wenn ich ihm begegne.

Zwar vergötterte ich meine Großmutter, doch als ich Dato nach einem Jahr wiedertraf, wendete ich mich weder ab noch wechselte ich die Straßenseite. Ich dachte zwar auch nicht so was wie „Was für ein Bild von einem Mann im braunen Hemd!“, aber ich blickte ihn offen an und begrüßte ihn herzlich. Er war schlank, hellhäutig und süß. Schon vom zweiten Tag an bekam ich bei seinem Anblick Herzklopfen, und als er vorschlug zusammenzuziehen, dachte ich nicht lange nach, ich war gleich einverstanden.

Wir waren glücklich. Sehr glücklich. Bis nachts um drei an Utschas Geburtstag merkte ich nicht, dass alles sinnlos war und ich den Amerika-Traum nicht vergessen hatte. Und während der Kindle von Amerika nach Georgien geflogen kam, überlegte ich mir, wie ich mich in den Staaten benehmen würde. In der Zwischenzeit ging das Leben normal weiter. Im Fernsehen kamen schreckliche Nachrichten, die die menschliche Psyche tüchtig aufrüttelten, auf den Musiksendern lief Ray Charles, der Winter war kalt, Utscha störte meinen Schlaf, die Zeiten waren unbegreiflich. Und dann endlich fasste ich den Entschluss ...

Dato kam müde von der Arbeit. Er setzte sich zu mir aufs Bett und sagte, er könne nicht mehr. Was, fragte ich.

Ich bin übermüdet, sagte er. Ja, sagte ich. Lass uns für eine Weile irgendwohin fahren, sagte er. Nein, nein, sagte ich. Warum nicht, sagte er. Ich will nicht, sagte ich. Warum nicht, fragte er. Weiß nicht, sagte ich. Dann schliefen wir ein.

Dann ging die sonnenfarbene Sonne auf und Dato betrat die straßenfarbene Straße, um zur Arbeit zu gehen. Das war nichts Ungewöhnliches, denn die Sonne konnte ja nicht blau und die Straße nicht rot sein, und ich musste über mich selbst lachen, weil ich solch sinnlose Betrachtungen anstellte. Dann schaltete ich den Computer ein und schaute die siebzehnte Folge von „Desperate Housewives“, bis Dato von der Arbeit zurückkam und wieder sagte, er sei erschöpft.

„Was meinst du - ist Mario Cimarro glücklich?“, fragte ich Dato und sah auf seinem Gesicht endlich ein Lächeln. Mich quälte mein Gewissen, ich stand auf, zog mich an, und wir gingen spazieren.

Das ist Georgien.

In Georgien wurde eine Frau geboren, wuchs auf, lebte und starb - eine Frau, die meine Mutter gebar. Eine Frau, die das ganze Filmteam von „Begegnung in den Bergen“ bei sich beherbergte, aber die Hauptdarstellerin Leila Abaschidse aus unerfindlichen Gründen nicht ins Haus ließ.

Wenn ich meine Großmutter wäre?

Wenn ich meine Großmutter wäre, würde ich über mich selbst schimpfen und meinen amerikanischen Traum begraben. Ich würde zuhause bleiben, bei dem Menschen, mit dem ich glücklich sein kann. Ich würde Kinder bekommen und welche adoptieren. Utscha aber würde ich eine verpassen, weil er das Kindle-Geheimnis verraten hat.

Wenn ich meine Großmutter wäre, würde ich wissen, wie man für andere Menschen lebt, und jeden Morgen exakt um acht Uhr aufwacht.

Aber ich war ich, und ich lief durch die Straßen mit einem müden Jungen, den ich liebte und dem ich den Inhalt der vierzehnten Folge von „Desperate Housewives“ erzählte.

Das passierte in Georgien, auf einer Straße einer Stadt, und ich wusste, dass das nur ein Moment war, ein Filmausschnitt, der sich in meinem Leben nie wiederholen würde.

„Und was sagte Susan dazu?“, fragte mich Dato interessiert.

„Nichts“, antwortete ich.

Das war Blödsinn.

Meine Großmutter stand jeden Morgen um acht auf und machte Großvater das Frühstück. Meine Großmutter konnte Rührei braten, wie es - davon bin ich überzeugt - niemand sonst auf der Welt hinbekommt. Meine Großmutter machte Witze über König Erekle und Leila Abaschidse. Ich weiß, wenn ich irgendwann mal ein Kind haben werde, würde es Abaschidse mit Nachnamen heißen, denn der Vater des Kindes wird Dato Abaschidse sein - der Junge, der mir jeden Morgen zuschaut, wie ich aufwache.

Vor zwei Jahrhunderten, als König Erekle der Zweite Chewsurien besuchte, entehrte er eine chewsurische Frau und verschwand einfach wieder, er erinnerte sich nicht einmal mehr an die Sache. Die Frau hingegen konnte sich nur zu gut daran erinnern, vor allem, weil die Schwangerschaft nach sechs Monaten für alle offensichtlich wurde und ihre

sturköpfigen Brüder, denen es egal war, ob das Kind nun der Bastard des Königs oder der eines gewöhnlichen Hirten war, sie verschleppten und an einem vom Dorf weit entfernten schlangenreichen Ort zurückließen, wo die Überlebenschancen der Frau gleich Null waren.

Die Frau aber erwies sich als noch zäher und sturköpfiger als ihre Brüder – sie schlug sich irgendwie durch und brachte nach drei Monaten einen Jungen zur Welt ... Genaueres weiß niemand, Fakt ist aber, dass fünfzig Jahre nach dieser Begebenheit an dieser Stelle ein Dorf errichtet und „Gweleti“ – Schlangenort – genannt wurde. Genau in diesem Dorf wurde mein Großvater geboren, ein Historiker namens Arabuli, der nach jahrelanger minuziöser Forschungsarbeit bewies, dass sein Vorfahre just jenes uneheliche Kind des Königs Erekle war ... Mein bis über beide Ohren in meine Großmutter verliebter Großvater prahlte mit der Neuigkeit, und meine Großmutter sagte ihm frei heraus, das sei nichts, worauf man stolz sein könne. Die königliche Abstammung war meiner Großmutter völlig schnurz, sie liebte den Mann auch so und wurde seine Frau. Sie folgte ihm in das Dorf, sechzig Jahre lang ertrug sie die sechs Monate langen Winter, entband Wöchnerinnen, kümmerte sich um Kinder und Adoptivkinder und beobachtete in den übrigen sechs Monaten, wie die Sonne hinter den Bergen Chewsuriens auf- und unterging. Am Ende kam auch ihre Zeit, und sie ging ... In jenem Sommer, als ich ins Dorf kam, kondolierte mir eine Frau. Meine Güte, sie ist so jung von uns gegangen, sagte sie und vergoss Tränen. Unwillkürlich entfuhr es mir: Was heißt hier jung?!

Großmutter wurde zweiundachtzig Jahre alt.

Ich bin überzeugt, mit zweiundachtzig Jahren hätte sich meine Großmutter nie und nimmer vorstellen können, dass einer verheirateten Frau wie mir in den Sinn kommen könnte, meinen Mann zu verlassen und nach Amerika abzuhausen. Wenn sie das erfahren hätte, hätte sie mir gewiss nicht verziehen und mich für alle Zeiten verwünscht. So wird das hier gemacht, in Georgien.

Eine Frau muss für den Ehemann leben, still alles Leid ertragen und darf selbst dann nicht aufmucken, wenn sie herausfindet, dass ihr Mann eine Geliebte hat, so dachte man in Georgien. So denken auch heute noch viele, und folgende Geschichte, die Schlafstörer-Utscha erzählte, liefert den Beweis: Eines Nachts wurde er vom Gebrüll eines Nachbarn geweckt, der seine Frau vom Hof aus beschimpfte. Die Situation war so:

„Weib, wirf mir Geld runter, aber dalli!“, brüllt irgendein Mann, Utschas Nachbar.

„Was für Geld denn, wessen Geld, du spinnst wohl?“, kreischt die Frau von oben herunter.

„Aber dalli, Geld her, hab ich gesagt!“, brüllt der Mann noch lauter.

„Zum Teufel mit dir! Wie viel willst du?“, fragt die Frau resigniert.

„Hundert Dollar! Aber flott!“, erwidert der Mann, und eine dritte Person betritt nun die Szene, eine unbekannte Frau, die das Ehepaar noch in den Schatten stellt und aus vollem Halse schreit:

„Was heißt hier hundert Dollar, Weib, die ganze Nacht lang hat mich dein Mann gevögelt ...!“

Fragt ihr nun:, Wie soll das Ehepaar nach dieser Nacht weiterleben?

Stellt euch vor, rein gar nichts änderte sich . Die Ehefrau zittert noch immer oben in der Wohnung vor ihrem Ehemann, wäscht seine Wäsche, macht ihm Essen, wirft ihm jede Nacht Dollars für die Huren aus dem Fenster, und so geht es ewig weiter, denn im Hirn der Frau gibt es nur ein einziges Gesetz: Ich lebe für diesen Mann.

Ebenso dachte man in Georgien, dass die Frau Sklavin des Mannes sein muss, dass Mut heißt, achtzig Gläser Wein zu trinken, und dass es für einen Mann peinlich ist, einen Regenschirm zu benutzen. Aber man verstand und versteht auch etwas von der Liebe in Georgien. Man bringt dich dazu, den Kopf auf einen Stein zu schlagen, beschimpft dich aus tiefster Seele, kränkt dich, bricht am Tisch mit dir einen Streit vom Zaun, prügelt dich windelweich, aber du solltest immer daran denken, dass du wahrhaftig geliebt wirst, von ganzem Herzen.

„Dann haben sich Susan und Gaby in die Haare gekriegt und im Hof herumgewälzt“, sagte ich zu Dato.

„Wollen wir wieder nach Hause gehen?“, fragte mich Dato, und ich merkte, dass ihn meine „Desperates“ nicht mehr interessierten.

Ich nickte und wir kehrten um ...

Falls ich nach Amerika gehe, werde ich mich vorm Einsteigen ins Flugzeug unbedingt noch einmal umdrehen und rufen:

„Adios, Amigos!“

In Wahrheit werden meine Freunde nicht dort sein und kein Mensch wird je erfahren, ob ich dort hingeflogen bin, aber ich werde das trotzdem sagen, schließlich sollte ich ein paar letzte Worte an jenem Ort hinterlassen, an dem ich geboren wurde.

„Adios, Amigos!“, werde ich rufen und all meine Trauer um jene Menschen hineinlegen, die ich liebte und verlassen habe. Ich werde sentimental sein. Vielleicht werde ich ab und zu auch weinen, aber ich werde mich daran gewöhnen und werde zum heimatlosen Mann (eigentlich ja zu einer Frau) aus Hales Erzählung „The Man Without a Country“, der niemals wieder etwas von seiner Heimat hört.

Ich habe mich bis jetzt aber noch nicht entschieden, wie ich Amerika begrüße, wenn ich zum ersten Mal seinen Boden betrete. Werde ich kreischen oder still sein, lächeln oder weinen, mit ausgebreiteten Armen oder hängenden Schultern vom Flughafen zu dem Haus gehen, wo ich dann wohnen werde? Ich weiß nur eines: Während im Fernsehen schreckliche Nachrichten liefen, auf den Musiksendern Ray Charles gespielt wurde und die Zeit unmerklich verging, fasste ich den Entschluss:

Ich gehe nach Amerika!

Desperate housewives

Ich bin übel gelaunt. Ich bin gereizt, und alles nervt mich. Mich nervt die Farbe der Bettdecke, das Wetter, der Bratkartoffelgeruch und das Buch, das ich lese. Es ist einfach ein nervtötender Tag. Und ich denke: Gerade ist jemand genauso von allem genervt wie ich. Jemand anderes hat vielleicht genau entgegengesetzte Laune und fühlt sich blendend. Jemand macht Essen, jemand erklärt einem Kunden den Sinn eines Kindle, jemand rammt ein Auto, jemand operiert eine Nase, jemand schaut Nachrichten, jemand spielt „Underground“.

Das ist die Welt, Susan!

Und die Welt lebt, sie bewegt sich, wie du und ich.

„Ein Vogel flog von Baum zu Baum.“

Ein Eichhörnchen hüpfte von Baum zu Baum.

Susan bekam eine Niere transplantiert.

Ich denke: Während ich hier im Bett liege und mir seltsame Gedanken in den Sinn kommen, drehen sie in Amerika gerade die sechzehnte Folge der achten Staffel von „Desperate Housewives“. Wie ist diese Frau, die im Film Susan Meyer spielt?

Diese Frau ist verrückt nach Schokolade und wird davon wegen ihrer genetischen Veranlagung zum Schlanksein trotzdem nicht dick. Oder sie ist ständig auf Diät, um in Form zu bleiben. Sie hat vielleicht Mann und Kinder oder einfach nur einen Freund, mit dem sie glücklich ist. Was würde Housewife Susan an meiner Stelle tun?

Antwort: Keine Ahnung.



Mari Bekauri wurde 1990 in Tbilissi geboren. Sie studierte Psychologie an der Staatlichen Universität Tbilissi. Seit 2008 schreibt sie für Zeitschriften, und ihre Kurzgeschichten erschienen in Kurzgeschichtensammlungen. Bekauri gehört zu einer neuen Welle junger georgischer AutorInnen, die die etablierte Literaturszene mit neuem Leben füllen. Sie hat bereits mehrere Literaturpreise gewonnen. Ihre Kurzgeschichte „Debi“ wurde in die Anthologie der „15 besten Erzählungen“ 2010 aufgenommen und erschien in englischer Sprache in „Contemporary Georgian Fiction“ (Dalkey Archive Press 2012). Bekauri nahm am vom italienischen Kulturministerium und der Fondazione Mondadori unterstützten Projekt „WE-Women for Expo“ teil (präsentiert an der Expo Mailand 2015).

Werke Meore mchare (Die andere Seite), Roman, 2013

Bebia, Ray da Amerika (Großmutter, Ray und Amerika), Roman, 2012

Elektrotaoba (Elektrogeneration), Kurzgeschichten, 2012

Stimmen

Gleich als ich die Autorin kennen lernte, wusste ich, dass die Literatur um eine außergewöhnliche und herausragende Stimme reicher geworden war, eine, wie ich sie liebe: fröhlich und sehr, sehr traurig zugleich...

DATO TURASCHWILI, Autor

In der Beschreibung einer Reihe scheinbar unbedeutender Verluste, Erfahrungen und Begebenheiten, wie sie für eine „normale“ Kindheit charakteristisch sind, drückt Bekauri einen ungleich größeren Verlust aus: den der Kindheit selbst, der Unschuld und der Normalität. Es war diese Fähigkeit, in der kindlichen Erfahrungswelt einen Ausdruck für gewichtige psychologische Themen zu finden, die mich so ansprach; dabei paart sich sprachliche emotionale Kraft mit Konzisheit und expressiver Schlichtheit.

ELIZABETH HEIGHWAY, Übersetzerin